

„Trotz ihrer Jahrzehnte langen Präsenz kommt die Geschichte der Migrant_innen in der offiziellen österreichischen Geschichtsschreibung kaum vor.“ So lautete ein programmatischer Satz aus der Projektbeschreibung zur Kampagne *Für ein Archiv der Migration, jetzt!*, die 2012 im Rahmen des Kulturprojekts WIENWOCHE realisiert wurde. Die mittels der Kampagne lancierte Idee, die skizzierte Situation durch Einrichtung eines Archivs zu verändern, fand rasch breiten Anklang, und so gründete sich bald schon ein *Arbeitskreis „Archiv der Migration“* (www.archivdermigration.at) mit dem Ziel, die Idee Wirklichkeit werden zu lassen. Der Heftschwerpunkt der vorliegenden *Kulturrisse*-Ausgabe ist in Kooperation mit besagtem Arbeitskreis entstanden.

Eröffnet wird dieser ausnahmsweise bereits in der Rubrik *EinRisse*, wo im Rahmen eines Kommentars und eines Interviews von und mit Mitgliedern des Arbeitskreises die Forderung nach einem solchen Archiv im österreichischen Kontext erläutert wird. Einige Entwicklungslinien in Richtung dieser Forderung werden in der Folge von Ljubomir Bratić in seinem einleitenden Beitrag zum Heftschwerpunkt rekonstruiert. Dabei finden unter anderem zwei Ausstellungen Erörterung, die sich in paradigmatischer Form mit Fragen der Subjektivierung bzw. der Autonomie der Migration beschäftigten, nämlich *gastarbajteri* (Wien 2004) sowie *Projekt Migration* (Köln 2006). Um Fragen der Repräsentation von Migration im Kontext von Ausstellungen geht es im Anschluss daran auch im Text von Natalie Bayer. Für Deutschland konstatiert die Autorin dabei einen „musealen Aktionismus“, der nach Jahrzehnten der Ausblendung Migration mit einmal in den Fokus rückt – und konfrontiert diesen mit der Frage danach, „wer, wie und über wen im Museum sprechen kann“. Eine ähnlich gelagerte Fragestellung beschäftigt in der Folge auch Zara S. Pfeiffer in ihrer Auseinandersetzung mit post/kolonialen Archiven am Beispiel des Projekts *mapping.postkolonial.net*, das in Gestalt einer Stadt-

karte Münchens post/koloniale Spuren verfolgt. Die beiden abschließenden Beiträge zum Heftschwerpunkt thematisieren alsdann den Aufbau eines Archivs der Migration ausgehend von archivari-schen Praxen in anderen Feldern. So fragt Hannes Sulzenbacher vom QWIEN – Zentrum für schwul/les-bische Kultur und Geschichte danach, was sich aus den hier entwickelten Strategien marginalisierter Geschichtsschreibung für ein Archiv der Migration lernen lässt. Li Gerhalter von der Sammlung Frauen-nachlässe schließlich beschäftigt sich vor dem Hintergrund ihrer eigenen Arbeitserfahrungen mit praktischen Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Etablierung eines Archivs der Migration stellen.

Einstweilen verdichten sich die Anzeichen dafür, dass in absehbarer Zukunft konkrete Schritte in Richtung der Realisierung eines solchen Archivs unternommen werden könnten. So trafen sich beispielsweise Anfang November dieses Jahres Archivar_innen und Museumsleiter_innen aus Vorarlberg mit den Mitgliedern des *Arbeitskreises „Archiv der Migration“* im neuerrichteten Vorarlberg Museum in Bregenz, um Erfahrungen aus Wien, Innsbruck und Vorarlberg auszutauschen und gemeinsam zu diskutieren. Auch in anderen Bundeshauptstädten wie zum Beispiel Linz oder Graz scheint in NGOs und migrantischen Strukturen in jüngster Zeit vermehrt über das Thema nachgedacht zu werden. Und nicht zuletzt steht die Stadt Wien der Idee wohlwollend gegenüber. Diese positiven Entwicklungen hoffen wir, mit der vorliegenden *Kulturrisse*-Ausgabe weiter befördern zu können. *

Ljubomir Bratić und Markus Griesser

54 _ **Post-Revolutionäres Tunesien:**

Repression gegen Kulturschaffende, Regierungs-Islamisten unter Druck. Dieter Alexander Behr

58 _ **After Occupy**

Die Zukunft der Urbanistik. Yuk Hui

62 _ **Antimilitarismus und Ökologie unter dem Regenbogen**

Ein Interview mit der LGBTI-Gruppe Keskesor in Kurdistan. Ezgi Erol und Simone Gaubinger

66 _ **Nicht nur Arbeitskräfte**

Kämpfe selbstorganisierter Erntearbeiter*innen in Italien. Aktivist*innen des Netzwerks *Campagne in Lotta*

70 _ SCHRIFTEN

Stefanie Mayer, Elisabeth Mayerhofer

72 _ KULTURKULTUR

Andi Wahl

48 _ **Die Wasserwaage als Metapher**

Zur Ausstellung *Vor Gericht – Cases Reopened* im Wiener Landesgericht. Terese Kasalicky und Mathias Lichtenwagner

50 _ **Angst ist Alltag für Roma in EUrope**

Im Alten Rathaus in Linz wurde im Oktober Marika Schmiedts Ausstellung *Die Gedanken sind frei* neuerlich eröffnet – unter Polizeischutz. Tanja Brandmayr

52 _ KRRRRRISSE

Christian Diaz

53 _ NEXT-XL

Christina Nemeč

30 _ Arische Geburtstiroler, Säulenheilige und Musik

Zur Debatte um die Schönfärbung der unliebsamen Geschichte des Musiklebens während der NS-Zeit in Tirol. Kurt Drexel

34 _ Das Problem der geschlossenen Türen

Die Leerstandskampagne der IG Kultur Wien. Anna Hirschmann und Raphael Kiczka

36 _ Kostprobe mit Beigeschmack

Die erste Ausgabe der Kärntner *Transformale*. David Guttner

38 _ Ein Precarity Office in Wien

Notizen vom Beginn eines Experiments. Manuela Zechner

42 _ Wo stehen wir jetzt?

Ein Jahr Refugee Protest Camp Vienna. Abdullah Akbarjan

44 _ Wie weiter?

Überlegungen einer Supporterin des Refugee Protest Camp Vienna. Monika Mokre

46 _ ATOME**47 _ FOKUS**

Elisabeth Mayerhofer

4 _ EINRISSE

Gerd Valchars, Vida Bakondy, Dirk Rupnow, Arif Akkılıç und Ljubomir Bratić

8 _ Ein Ort namens „Archiv der Migration“

Entwicklungslinien zu einer Forderung. Ljubomir Bratić

12 _ Vision Disorders

Anmerkungen zur musealen Repräsentation der Migration. Natalie Bayer

16 _ GESPENSTER/GE/SCHICHTEN

Eine Karte als post/koloniales Archiv. Zara S. Pfeiffer

20 _ Ohne geschichtlichen Wert?

Über Strategien marginalisierter Geschichtsschreibung am Beispiel von QWIEN – Zentrum für schwul/lesbische Kultur und Geschichte. Hannes Sulzenbacher

24 _ Gegenläufige Gedächtnisspeicher

Überlegungen zum Archiv der Migration aus einer praktischen Perspektive. Li Gerhalter

28 _ W(RESTL)I(NG) (MOV)E(MENTS)

@matahari_etc, @porrporr

„Ein Archiv kann ein lebendiger Ort sein“

Österreich ist eine Migrationsgesellschaft. Mit der Anerkennung dieser banalen Tatsache sollte sich auch die Geschichtsschreibung des Landes verändern. Migration sollte in ihr ebenso sichtbar werden wie MigrantInnen als Subjekte und AkteurInnen. Das fordert der *Arbeitskreis „Archiv der Migration“*. Ein lebendiger Ort der Auseinandersetzung, des Austausches und der Vermittlung der österreichischen Migrationsgeschichte soll das möglich machen. **Gerd Valchars** sprach mit **Vida Bakondy**, **Dirk Rupnow** und **Arif Akkılıç** vom *Arbeitskreis „Archiv der Migration“*.

Kulturrisse: Warum braucht es ein Archiv der Migration in Österreich?

Dirk Rupnow: Wir gehen davon aus, dass Sichtbarkeit in der Geschichte eine notwendige Bedingung für Gleichheit in der Gesellschaft ist. Diese Sichtbarkeit ist bisher nicht gegeben. Wenn es aber Geschichtsschreibung geben soll, dann wird man zunächst einmal Dokumente und Objekte dieser Geschichte sammeln müssen. Ansonsten kann man diese Geschichte nicht schreiben. Dass diese Dokumente und Objekte in Österreich bisher nicht gesammelt wurden, ist ein Problem.

Bei Ämtern und Behörden und in bestehenden Archiven wurden viele Dokumente vernichtet. Ist das schlichtweg Ignoranz dem Thema gegenüber oder steckt da auch eine politische Intention dahinter?

Rupnow: Dass in Archiven Bestände weggeschmissen werden, gehört zum Alltag eines Archivs, weil eben nicht alles aufbewahrt werden kann. Dahinter steckt aber natürlich eine gesellschaftliche Konvention, was als wertvolle erachtet wird und was nicht. Und wie wir nicht nur daran erkennen, ist das etwas, von dem bisher alle dachten, das brauchen wir eigentlich nicht. Die gehen ja eh wieder und gehören nicht so richtig zur österreichischen Geschichte.

Vida Bakondy: Das zeigt sich zum Beispiel an der Geschichte der *Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte*. Die Arbeitsgemeinschaft wurde 1962 als eine Institution der Bundeswirtschaftskammer gegründet und war damit

beauftragt, die Anwerbung von ArbeiterInnen aus Jugoslawien und der Türkei zu organisieren. Nach ihrer Auflösung 1993 wurden sämtliche Archivbestände aus 30 Jahren weggeschmissen. Auch ZeitzeugInnen stehen oft als Auskunftspersonen nicht zur Verfügung. Der Leiter der Anwerbeorganisation in Wien war über 20 Jahre im Amt, aber er ist nicht bereit, ein Interview zu geben. Dokumente wurden also einerseits einfach weggeworfen. Und andererseits gibt es eine fehlende Bereitschaft zu erzählen. Man wird mit einem Schweigen konfrontiert, hinter dem ich schon auch einen politischen Willen sehe.

Arif Akkılıç: Eigentlich hätten ja auch die Wien Bibliothek oder das Wiener Stadt- und Landesarchiv ein Archiv einfordern können. Von dieser Seite ist aber wenig gekommen. Das zeigt – ob wir eine Absicht unterstellen wollen oder nicht –, dass dieser Bereich nicht thematisiert wird.

Bakondy: Wobei das Wiener Stadt- und Landesarchiv und die Wien Bibliothek dem Projekt sehr wohlwollend gegenüber stehen. Beide finden so ein Archiv wichtig und notwendig. Aber gleichzeitig meinen sie auch, dass es eine eigenständige Institution und nicht Teil einer bestehenden Einrichtung sein sollte. Einerseits, weil es ja nicht nur um Wien gehen soll, vor allem aber auch, weil einem eigenen Archiv der Migration eine größere symbolische Bedeutung zukäme.

Ein Archiv der Migration soll die notwendige Basis liefern, um in einem zweiten Schritt beispielsweise

der Forderung nach einer angemessenen Repräsentation von Migration in Schulbüchern nachkommen zu können?

Rupnow: Wenn man sich darüber einig ist, dass das Thema Migration in Schulbüchern gar nicht oder nur schlecht repräsentiert ist, und wenn man das ändern möchte, muss man auch Forschung dazu betreiben. Das kann ich aber nicht, wenn mir die Grundlagen, die Dokumente und das Material, fehlen. Das gleiche gilt für ein Museum. Angenommen man wollte ein Migrationsmuseum, dann wird man vorher gesammelt haben müssen, sonst gibt's im Museum nichts zu zeigen und keine Geschichte zu erzählen. Das Archiv ist die Institution, die am grundlegendsten arbeitet und eine Basis für alles weitere sein kann. Wir merken aber auch, dass die Forderung nach einem Archiv etwas spröde ist. Archiv wird mit verstaubten Akten und weißbärtigen Historikern assoziiert, die langweilige Dinge produzieren. Das ist natürlich ein Missverständnis. Ein Archiv kann ein lebendiger Ort sein. Im Grunde geht es um einen Ort, an dem gesellschaftlich sichtbar über marginalisierte Geschichten gesprochen werden kann. Einen solchen Ort gibt es in Österreich bisher nicht. Es muss ein Ort der Forschung sein, der Sammlung, der Dokumentation und der Vermittlung auf unterschiedlichen Ebenen – ein Ort des öffentlichen Diskurses über Gegenwart und Zukunft dieses Landes.

Beim Archiv geht es also darum, die Forderung nach einem solchen Ort artikulieren zu können?

Rupnow: Genau. Man könnte es auch anders nennen, aber in unserem Verständnis ist es im Kern ein Archiv. Es geht uns nicht darum, gleich ein Museum einzurichten. Das kann, wenn überhaupt, ein späterer Schritt sein. Mir scheint vorerst aber die Forderung nach einem Archiv seriöser zu sein, weil das nicht der übernächste Schritt vor dem nächsten ist.

Politisch ließe sich ein Museum vielleicht aber besser verkaufen. Und wenn es ein Museum gibt,

braucht es natürlich auch ein Archiv.

Rupnow: Jetzt ist die Sache mit den Museen in Österreich speziell. Museumsdebatten sind hier zum Scheitern verdammt. Siehe das *Haus der Geschichte*. In einem Land aber, in dem es kein Museum gibt, das die Geschichte des 20. Jahrhunderts und der 1. und 2. Republik erzählt, wird es vorher kein Migrationsmuseum geben. Das halte ich für einen Irrglauben.

Was sollte der riesige Begriff „Migration“ inhaltlich umfassen?

Rupnow: Der Begriff soll breit und offen verstanden werden und soll Unterschiedlichstes beinhalten. Der Fokus liegt dabei auf marginalisierter Geschichte und soll Fluchtmigration genauso wie Arbeitsmigration umfassen. Es geht uns auch nicht nur um eine Geschichte der Migration im engeren Sinne, sondern auch darum, wie sich die Gesellschaft langfristig durch Migration verändert hat.

Bakondy: Es geht um transnationale Bewegungen und das Überschreiten von nationalstaatlich gezogenen Grenzen. Daher sind Binnenmigration und die Migration vom Land in die Stadt hier nicht inkludiert. BinnenmigrantInnen werden auch nicht als Nicht-Teil der österreichischen Gesellschaft betrachtet, sondern sind selbstverständlicher Teil Österreichs.

Rupnow: Diese erstarrte Vorstellung von Nationalstaat, die unsere Geschichtsschreibung so dominiert, soll infrage gestellt werden. Dieses nationalstaatliche Korsett der Geschichtsschreibung zu sprengen, ist die Aufgabe eines Archivs der Migration.

Ein nationales Archiv der Migration – ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Rupnow: In bestimmter Hinsicht schon. Aber im Grunde geht es darum, eine transnationale Geschichte zu erzählen, die klar macht, dass diese nationalen Geschichten, an denen wir immer noch hängen, nicht mehr funktionieren. Gleichzeitig

haben diese nationalstaatlichen Rahmen weiterhin Bedeutung. Von daher hat es eine bestimmte Logik, dass man sich an diesem nationalstaatlichen Rahmen abarbeitet und zeigt, dass der nicht mehr so funktioniert, wie man sich das idealiter seit dem 19. Jahrhundert vorstellt. Diese Homogenität, die mit dem Nationalstaatsbegriff suggeriert wird, die gab's natürlich nie. Es ist immer nur ein Phantasma gewesen, das – wie wir wissen – mit gewalthaften Politiken zu realisieren versucht wurde.

Ein Archiv ist ein Machtinstrument. Würdet ihr dieser Aussage so zustimmen?

Rupnow: Ja. Unbedingt.

Wenn ihr ein Archiv der Migration fordert, wie geht ihr mit dem Umstand um, dass ihr fordert, ein Machtinstrument einzurichten?

Akkılıç: Wir wollen zur gängigen Erzählung eine andere Erzählung hinzufügen. Dadurch kommt eine neue Kraft ins Spiel. Es geht um die Verschiebung der Kräfteverhältnisse, und mir persönlich geht es auch darum, dass eine Stelle entsteht, die auch die Perspektive der MigrantInnen widerspiegelt.

Rupnow: Man könnte natürlich sagen, dass ein Archiv, die Geschichtsschreibung, ein Museum so eng mit Nationalstaat, mit Macht und mit Exklusion verknüpft sind, dass es Formate sind, die sich eigentlich verbieten. Ich befürchte allerdings, dass wir nichts anderes haben. Auswahl und damit Ausschluss finden immer statt, weil die Welt anders nicht denkbar ist. Die Herausforderung ist aber, und das ist keine banale, den Ausschluss zu reflektieren.

Wie ist das möglich?

Rupnow: Es braucht ein Bewusstsein dafür, dass es fragmentierte Geschichten sind, die erzählt werden. Damit nicht der Eindruck entsteht, man würde eine homogene Geschichte erzählen, die bei A beginnt und bei B endet. Ich glaube schon, dass es Möglichkeiten gibt, das zu tun. Die Herausforderung ist es, Inklusion

zu schaffen ohne wieder Exklusion hervorzubringen.

Wie kann sichergestellt werden, dass das Archiv, wenn es eingerichtet wird, selbstbestimmte Sichtbarkeit produziert?

Akkılıç: Wichtig ist natürlich, dass die Unabhängigkeit von den Geldgebern gewahrt bleibt. Dazu muss sich die Einrichtung entsprechende Strukturen geben. Strukturen, die auch die Selbstrepräsentation der Vereine und Communitys garantieren können. Dabei geht es um gleichberechtigte Mitsprache, aber auch um Rotation. Wir müssen uns flüchtigere Formen überlegen, die Unabhängigkeit und Ausgewogenheit gewährleisten.

Ihr habt Gespräche mit der Stadt Wien geführt. Wie groß ist der politische Wille, eure Forderung aufzugreifen und umzusetzen?

Bakondy: Nach der erfolgreichen Kampagne für ein Archiv der Migration im Rahmen der WIENWOCHE letztes Jahr hat sich die Stadt Wien verpflichtet gesehen, darauf zu reagieren. Trotzdem hat es monatelang gedauert, bis es zu einem Treffen mit VertreterInnen der Stadtregierung gekommen ist. Die weitere Entwicklung ist offen, es geht leider nur sehr schleppend voran.

Rupnow: Österreich ist ein geschichtsversessenes Land, aber das ist trügerisch, weil es immer nur um Sisi und Franz Joseph geht. Aber eigentlich kann man in diesem Land über Geschichte nicht reden. Und wenn du dann auch noch das Migrationsthema mit hinein nimmst, das für sich alleine schon als so heikel gilt, dann denken alle, das tu ich mir öffentlich nicht an. Darum würde ich meinen, für uns wird nächstes Jahr ein wichtiger Punkt sein, dass wir uns noch stärker mit den Vereinen kurzschließen, um eine Dynamik von unten her zu erzeugen. Wir müssen einfach nach Verbündeten suchen. *

Interview: Gerd Valchars

Auf dem Weg zum Archiv

Der Weg zu einem Archiv der Migration scheint seinen Anfang notwendigerweise im politischen Subjekt der MigrantInnen zu haben. So war das in Frankreich, so in Deutschland, so im Amerika der 1920er-Jahre, zum Beispiel in Minnesota, und so ist es auch in Österreich. Warum ist das so? Aus dem einfachen Grund, weil die Geschichte und die Quellen für die Geschichtsschreibung – das Archiv – nicht neutral sind, sondern an bestimmte strukturelle Zusammenhänge gebunden. Sie sind gebunden an das nationalstaatliche Gedankengut, und dieses besagt, dass es Minderheiten und Mehrheiten – in machtechnischer und nicht in quantitativer Hinsicht – gibt, und dass die Mehrheiten darüber bestimmen, was unter Geschichte öffentlich zu setzen ist. Geschichte ist nicht neutral. Sie wird von der Mehrheit, die im Fall der „Einwanderungsgesellschaften“ durch einen entscheidenden qualitativen und rechtlichen Vorsprung – der Inhabe der Staatsbürgerschaft – charakterisiert ist, eingesetzt, um eine bestimmte Position zu naturalisieren. Dies ist eine zentrale Erkenntnis der neuen feministischen Bewegung, aber auch der postkolonialen Kritik an der Geschichtsschreibung – und wurde noch viel früher im Kontext der Arbeiterklasse als eine „Geschichte von unten“ eingefordert. Und dies hat eine Gültigkeit für alle Gruppen, die am Rande der Wahrnehmung und der Gesellschaft gehalten werden. Um diese Position aufzubrechen, bedarf es eines kräftigen politischen Subjektes. Eine der Grundlagen seiner Selbstwahrnehmung ist der diskursive Blick auf die eigenen Entwicklungslinien.

Ein Archiv, eine Sammlung in einem Museum oder ein Dokumentationszentrum dokumentieren diese Wege und wirken perspektivisch in die Zukunft. Deswegen hat so ein Archiv der Migration eine politische Bedeutung. Es dokumentiert die Anwesenheit jener, deren Bleiben offiziell nicht dauerhaft hätte sein sollen, die Anwesenheit in aufgezwungener Abwesenheit, und es setzt sich als dezidierter Teil der diskursiven Auffas-

sung von Gesellschaft inmitten eines Feldes, das sonst sehr lange Zeit „natürlich“ nicht für alle zugänglich war. Es ist ein demokratisches Unternehmen, das nach Berücksichtigung derjenigen ruft, die sonst nicht Teil waren und sind. Ein Unternehmen, das auf den Spezifitäten bestimmter Anwesenheiten beruht.

Darum ist es auch klar, dass dieses Unternehmen nicht von denjenigen, deren Geschichte einen Anspruch der Allgemeinheit erhebt, gestartet wird, sondern von den „anderen“, die ihre Anwesenheit nun genauso öffentlich und allgemein sehen und erleben wollen. Es geht dabei darum, sich als Teil einer allgemeinen Geschichte in der Gesellschaft zu bewegen. Es geht darum, einen Werdungsprozess zu initiieren und Teil aller wissenschaftlichen, bildungs- und kulturpolitischen historischen Prozesse zu werden. Diese Entwicklung kann nur durch die Schaffung eines permanent diesem Themenkomplex gewidmeten zentralen Ortes erfolgen. Es genügt nicht, noch einen Teil in die bestehenden Institutionen zu implementieren, weil diese mehrheitsgesellschaftlichen Institutionen keinen Zugang zu diesem Themenkomplex haben. Sie sind gegenwärtig weder politisch noch diskursiv, noch personell imstande, dieses Vorhaben durchzuführen. Es ist doch kein Zufall, dass diese Institutionen bis heute diese Thematik übersehen haben. Was spricht denn gegen die Annahme, dass sie genau auf dieser gut trassierten Straße weiter fahren würden? Eigentlich gar nichts! Diese Gefahr ist unsere Realität. Eine aber noch größere Gefahr ist die, dass die Idee scheinheilig umgesetzt wird, und es zur Entstehung von „Tschuschenecken“ in den auf die Geschichte des Nationalstaates gerichteten Institutionen kommt. Was die Zukunft tatsächlich bringen wird, werden wir in den nächsten Jahren feststellen können. Der *Arbeitskreis „Archiv der Migration“* macht seine Arbeit, es bedarf aber einer größeren Anzahl von AkteurInnen und politischer und sonstiger Willensakte, um daraus ein für Österreich vorbildliches und kontinuierliches Projekt zu schaffen. *

Ljubomir Bratić

Ein Ort namens „Archiv der Migration“

Entwicklungslinien zu einer Forderung. Ljubomir Bratić

Aus vielen Geschichten bildet sich die Geschichte, heißt es, aber was ist, wenn die vielfältigen Produktionsmaschinen der Geschichte nicht allen, die in einem nationalstaatlichen Gefüge leben, zugänglich sind? Diese Frage stand am Anfang!

Einleitung

Der folgende Text ist ein Versuch, einige Entwicklungslinien, die zur Forderung nach einem Archiv der Migration führen, zusammenzufügen. Es wurden bei Weitem nicht alle relevanten Zusammenhänge berücksichtigt, so bleiben zum Beispiel Diskussionen aus einer postkolonialen Perspektive oder die früheren Diskussionen über Frauenarchive, Archive der sozialen Bewegungen oder Archive, die die Arbeiterklasse als Subjekt wahrgenommen haben, außen vor. Die postkoloniale Perspektive auf die Geschichte, die Perspektive der Frauengeschichte und der Geschichte von Schwulen und Lesben werden in diesem Heft von anderen AutorInnen behandelt. Trotzdem gibt es da noch viele Themen und Aspekte, die gesondert betrachtet gehören. Ich hoffe diesbezüglich sehr auf eine weitere Diskussion.

Die Entdeckung der Migrationsgeschichte

Aus vielen Geschichten bildet sich die Geschichte, heißt es, aber was ist, wenn die vielfältigen Produktionsmaschinen der Geschichte nicht allen, die in einem nationalstaatlichen Gefüge leben, zugänglich sind? Diese Frage stand am Anfang! Irgendwann in den 1990er-Jahren ging es wieder einmal darum, von offiziellen Stellen nicht (an-)erkannte Jubiläen der Anwerbeverträge¹ kenntlich zu machen. Die Zeit dafür war reif, weil diejenigen, die gekommen sind, um zu gehen, geblieben sind, und weil diejenigen, die geblieben sind, aus ihren Reihen Sprechpositionen entwickelt haben, die nach einem Namen für diese Positionierung suchten.

Zunächst einmal ging es darum, in den allgemeinen diskursiven Lärm der theoretischen Rechtfertigungen zu intervenieren und für die Lücken in der Geschichtsschreibung klarzustellen, worum es da geht: Wenn eine Gruppe, die lange in einer Gesellschaft lebt, ohne Geschichte da steht, handelt es sich nicht um die mangelnde Integration dieser Gruppe, weil nicht sie diejenige war, die darüber bestimmte, was geschichtlich zu thematisieren wäre, sondern es handelt sich um einen Aspekt von kulturellem Rassismus, weil nicht alle, sondern nur manche einen Zugang zur Geschichtsschreibung haben. Die Erkenntnis dieser Art von Normalität und deren Herstellung erfolgte entlang der Linien der Auseinandersetzung über die Verfahren zur Naturalisierung von Ausschließungsmechanismen. Die Namen, die sie trugen und tragen – Rotation, Assimilation, Integration, naiver Multikulturalismus, Diversität, Migrationshintergrund usw. –, markieren Stationen in der Entwicklung dieser Rechtfertigungsverfahren.

Bei diesen stark performativen Begrifflichkeiten ging es immer darum zu zeigen, dass „die anderen“ anders sind – und sie sind anders, weil sie eben „die anderen“ sind –, sowie darum, dass explizit (oder in den letzten Jahrzehnten implizit)

¹ 1964 wurde der Anwerbevertrag zwischen Österreich und der Türkei und 1966 der zwischen Österreich und Jugoslawien unterzeichnet. Nächstes Jahr gibt es das 50-jährige Jubiläum. Und wieder sind es, so viel mir bekannt ist, nur die AktivistInnen in Wien, Linz, Innsbruck und Bregenz – die meisten davon migrationshintergründig –, die zum Andenken daran Veranstaltungen vorbereiten.

die soziopolitische, kulturelle und ökonomische Diskriminierung in der Gesellschaft gerechtfertigt wird. „Die anderen“ haben keine Geschichte, weil sie nicht fähig sind, eine Geschichte zu haben. Wollen sie in die Geschichte eintreten, müssen sie diese oktroyierte negative Differenzierung aufgeben. Dies sollen sie tun, indem sie auf bestimmte, von der Mehrheitsgesellschaft diktierte Verfahren – die oben genannten – in einem langsamen, Generationen übergreifenden Prozess eingehen. Sie tragen selbst die Verantwortung, und wenn es anders sein sollte, müssten sie das mit Entbehrungen, eben mit dem Zugeständnis der Notwendigkeit der Diskriminierungen bezahlen.

Der Streitpunkt zwischen den mehrheitsgesellschaftlichen TheoretikerInnen war vor allem, wie lange die Reise auf diesem vorgezeichneten Weg dauern sollte. Die einen behaupteten, dass „die anderen“ von Natur aus, unwiderruflich und unverbesserlich anders sind; die anderen, dass es mehrere Generationen dauern wird, bis „die anderen“ anders, das heißt gleich wie die Mehrheitsgesellschaft sein könnten; und die dritten behaupteten, dass es eh so gut ist, wie es ist, weil die Gesellschaft – wer genau da profitiert, wird nie nachgefragt – eben von der Buntheit profitiert. Die Differenzen sind unüberbrückbar, sie sind langfristig aufhebbar, und sie sind, egal wie sie sind, vor allem nützlich!

Die Erkenntnis dieser normativen und faktischen Normalisierungslinien stand hinter der Auseinandersetzung, die seit den 1990er-Jahren in Österreich zwischen den verschiedenen Formen von Antirassismus stattfand. Die Verfahren zur Naturalisierung zu begreifen, war ein integraler Bestandteil des politischen Antirassismus. Damit wurde das Selbstverständliche, das für alle Normale, das Natürliche und Unhinterfragbare der Möglichkeit einer diskursiven Bearbeitung zugeführt. Es ging in erster Linie um eine taktische Vorgangsweise. Dieses Verfahren brachte aber auch die Geschichte ins Blickfeld, denn das, was da stand, zeigte sich als hergestellt. Somit gerieten der Herstellungsprozess und dessen Transformationen in der Zeit ins Blickfeld. Die oben eingeführte Reihenfolge der Namen für die Verfahren zur Rechtfertigung der Diskriminierungen verweist auch auf die eigenständigen Paradigmen dieser Entwicklung. Manche davon überlappen sich teilweise, so zum Beispiel der naive Multikulturalismus und die Diversität; manche entwickelten sich als diskursives Gegensatzpaar, zum Beispiel die Diskussion um die Assimilation und Integration in den 1980er- und 1990er-Jahren; und dritte wiederum kommunizieren über Jahrzehnte miteinander und ergeben dadurch immer wieder neue theoretische Instrumentalisierungsverfahren.

Die Ausstellungsverfahren und die Migration

Ein Blick in die Geschichte war also ein Blick auf die geschichtlichen Transformationen der Regulierungs-, Diskriminierungs-, Disziplinierungs- und Unterdrückungsverfahren. Will ein politisches Subjekt einen Ausweg aus diesem

Die Forderung nach einem Archiv der Migration ist eine, die sich auf die Demokratisierung der Gesellschaft richtet. Es geht um die tatkräftige Anerkennung der Tatsache, dass Österreich eine Einwanderungsgesellschaft ist, und es geht darum, den Menschen, die bisher als Zweite-Klasse-BürgerInnen galten, eine – und zwar ihre – Geschichte zuzugestehen.

dichten Erklärungsnetzwerk finden, muss es sich mit der Entstehungsgeschichte dieser Mechanismen beschäftigen und gleichzeitig sich selbst als einen integralen Bestandteil dieses diskursiven Geflechtes nachvollziehbar machen: Selbst- und Fremderkenntnis, Selbst- über Fremd- und Fremd- über Selbsterkenntnis! Das alles muss Teil eines historischen Prozesses sein, der auch anders hätte verlaufen können.

Dieses „Können“ ist von zentraler Bedeutung, denn es geht in diesem Prozess nicht um die Geschichte an sich, sondern um die Geschichte für sich: Geschichte, deren Seiten entlang eines Emanzipationsbegehrens geblättert werden. Damit ist ein weiterer Prozess eingeleitet worden, nämlich derjenige, der aus dem Bewusstsein entspringt, dass erstens die Menschen handelnde Individuen sind und dass zweitens Migration einen historischen Prozess darstellt, der oberhalb der Geschichte des Nationalstaates stattfindet und insofern einer gesonderten Behandlung bedarf.

Das Stichwort zu ersterem Sachverhalt ist Subjektivierung und das zu letzterem die Autonomie der Migration. Diese zwei Linien werden in zwei paradigmatischen Ausstellungen behandelt. Die erste wird in Österreich im Jahr 2004 in der von der Initiative Minderheiten initiierten und im Wien Museum realisierten Ausstellung *gastarbajteri* verfolgt. Die zweite Linie hat sich im Ausstellungswesen vor allem in Deutschland bemerkbar gemacht. Die bis heute wichtigste Ausstellung in diesem Kontext war das während der Rot-Grünen-Regierungskoalition realisierte *Projekt Migration* in Köln im Jahr 2006. Die Differenzen zwischen diesen zwei Ausstellungen waren beträchtlich, sie widersprachen sich aber nicht, sondern verfolgten bis heute gültige und einflussreiche Geschichtsauffassungen. Einen gravierenden Unterschied zwischen beiden gab es jedoch, was das Vorfeld anbelangt: Während die Kölner Ausstellung auf die Erfahrungen von dem in Köln lokalisierten *DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e. V.* aufbaute, das unmittelbar in die Ausstellung involviert war, mussten sich die Wiener AusstellungsmacherInnen einen Großteil der Exponate im Zuge einer dreijährigen Recherchearbeit aus privaten Beständen zusammensuchen. Genau dieser Tatbestand führte damals zu Anregungen in Richtung Wien Museum, eine Sammeltätigkeit mit der Ausrichtung Migration zu beginnen. Dieses Vorhaben wurde jedoch, warum auch immer, nicht realisiert.² Genau an diesen Punkt knüpfte die von Arif Akkılıç und mir initiierte und durchgeführte Kampagne *Für ein Archiv der Migration, jetzt!*³ im Jahr 2012 an.

Zur Notwendigkeit eines Archivs der Migration

Warum also ein Archiv der Migration? Zunächst einmal, weil die Erfahrung gezeigt hat, dass für die Rekonstruktion der Subjektposition einer beträchtlichen

² Diese Einstellung änderte sich mit der Zeit. Vor Kurzem erklärte das Wien Museum in einem Folder, dass zum Thema Migration schwerpunktmäßig gesammelt werde. Aber nach welchen Richtlinien passiert das? Wer sammelt da was über wen? Und was sind die Schwerpunkte: Werden da Koffer oder wird etwas anderes gesammelt? Wir hoffen, dass die Antworten auf diese Fragen bald einen Weg in die Öffentlichkeit finden werden.

³ Zur Kampagne siehe: www.wienwoche.org/de/80/für_ein_archiv_der_migration,_jetzt und www.archivdermigration.at/de/kampagne/kampagne

Gruppe von Menschen – von 8,5 Millionen BürgerInnen sind mehr als eine Million ohne Staatsbürgerschaft registriert – in der derzeitigen österreichischen Gesellschaft kaum subjektbezogene Dokumente oder Objekte gesammelt werden. Es gibt nirgendwo eine Stelle, deren Sammeltätigkeit auf das Tun von MigrantInnen, sei es als organisierte Einheiten oder als Individuen, ausgerichtet ist. Dies kann kein Zufall sein, sondern ist ein Zeichen für eine Gesellschaftsordnung, für eine vorherrschende Normalität, die perspektivisch gesehen von einer Subjektposition der Betroffenen verändert werden muss.

Darum ist die Forderung nach einem Archiv der Migration eine, die sich auf die Demokratisierung der Gesellschaft richtet. Es geht um die tatkräftige Anerkennung der Tatsache, dass Österreich eine Einwanderungsgesellschaft ist, und es geht darum, den Menschen, die bisher als Zweite-Klasse-BürgerInnen galten, eine – und zwar ihre – Geschichte zuzugestehen. Es geht um eine Geschichte der MigrantInnen, die sich auf dem Weg zwischen zwei oder mehreren Nationalstaaten abspielt; eine Geschichte, die ihnen bisher ungeahnte Handlungspotenziale als Bestandteil der bestehenden Wirklichkeit zugesteht; eine Geschichte, die sie und ihre Organisationen als Beitrag zur Entwicklung und Demokratisierung der Gesellschaft anerkennt; eine Geschichte, die als ein integraler Bestandteil der großen nationalstaatlichen – aber auch einer anderen europäischen und weltgeschichtlichen – Entwicklung gelten soll; eine Geschichte, die ihnen Kontinuitäten in der Entwicklung, aber auch Brüche zugesteht usw.

Diese Geschichte muss einen Ort haben, wo gesammelt, geordnet und für weitere Nutzungen aufbewahrt wird. Dieser Ort heißt Archiv der Migration. *

Ljubomir Bratić

ist Philosoph, einer der InitiatorInnen des *Arbeitskreises „Archiv der Migration“* und freier Publizist, lebt in Wien.

Vision Disorders

Anmerkungen zur musealen Repräsentation der Migration. Natalie Bayer

Ob in kleineren und größeren Stadt- und Geschichtsmuseen, bei Projekten, Tagungs- und Publikationsaktivitäten – die Migration scheint in der deutschen Museumslandschaft angekommen zu sein. Seit 2009 setzt sich dazu der Deutsche Museumsbund, Dachverband aller Museen in Deutschland, mit einem 2010 gegründeten Arbeitskreis, mit eigenem Programm bei seiner Jahrestagung 2012 und mit zwei Förderprojekten seit 2012 auseinander. Eines der deklarierten Ziele ist, Migrant_innen eine „kulturelle Teilhabe“ zu ermöglichen und „Nicht-Besucher in den Fokus [zu nehmen], die oder deren Familien eine Migrationsgeschichte haben“ (Deutscher Museumsbund 2012). Reflexartig nehmen einige Museumspositionen offenbar an, Individuen unter dem Label „Migrationshintergrund“ seien kultur- und bildungsfern. Als Maßnahmenpakete werden so dann bevorzugt „Partizipationsprojekte“ mit migrantischen Vereinen oder Schulklassen mit hohem Migrationsanteil umgesetzt. Im Ausstellungsbetrieb wird Migrationsgeschichte vor allem in temporären Sonderausstellungen erzählt. Beim Gegenstandsbereich Sammeln stellen viele Museumspraktiker_innen die Suche nach eindeutigen „Migrationsobjekten“ ins Zentrum.

All diese Ansätze eint eine Grundkonzeption, Methode und Praxis, in unterschiedlichen Modi Differenzen zwischen dem imaginierten nationalen „Wir“ und den ebenso fiktiven migrantischen „Anderen“ fortzuschreiben. So ist der museale Aktionismus, den Blind Spot Migration nach jahrzehntelanger Ausblendung zu bearbeiten, daraufhin zu befragen, wer, wie und über wen im Museum sprechen kann – eine Institution, deren heutige Verfasstheit eng mit den west-europäischen nationalen und kolonialen Projekten und Wissensbeständen verwoben ist.

Der museale Aktionismus, den Blind Spot Migration nach jahrzehntelanger Ausblendung zu bearbeiten, ist daraufhin zu befragen, wer, wie und über wen im Museum sprechen kann – eine Institution, deren heutige Verfasstheit eng mit den west-europäischen nationalen und kolonialen Projekten und Wissensbeständen verwoben ist.

Aus dem Wartesaal der Geschichte

Die Musealisierung der Migration steht in der deutschen Version in Zusammenhang mit einer Kritik am Museum, die seit den 1960er-Jahren institutionelle Veränderungen für mehr Gegenwartsbezug und eine Öffnung für marginalisierte Positionen fordert, um Demokratisierungsprozesse im Kultursektor in Gang zu setzen. In Deutschland führten diese Debatten bis auf wenige Ausnahmen erst seit den 1990er-Jahren zu konkret wahrnehmbaren Veränderungen der Museumspraxis. Ein Migrationsdiskurs konnte sich im Museumsfeld allerdings erst nach 2007 in Zusammenhang mit nationalen Integrationspolitiken breiter entfalten, die stets mit blumigen Begriffen wie „Teilhabe“, „Toleranz“ und „Dialog“ dekoriert werden. Aber selbst ein kurzer Blick auf die Genese von Inklusionsmodellen im Migrationsdiskurs führt zum migrantischen Protagonismus seit den 1960er-Jahren. Im Zentrum vieler Aktionen stand, Sichtbarkeit für die

Lebensrealitäten der Migration herzustellen und soziale Gleichstellung und Teilhabe zu fordern. In der deutlich späteren staatlichen Version zu „Integration“ ist aber festzustellen, dass sich die Aufforderungen und Maßnahmen dazu lediglich an Migrant_innen richten; die Migration erscheint vor diesem Hintergrund wie eine defizitäre Abweichung, und gleichzeitig wird die Imagination einer deutsch-nationalen Kultur normalisiert.

Auch die Musealisierung der Migration in Deutschland ist ohne migrantische Initiativen nicht denkbar. So identifizierte das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMiD) in den frühen 1990er-Jahren die Leerstelle Migration im sogenannten „kollektiven Gedächtnis“ und forderte eine Abbildung des migrantischen Beitrags zur Entwicklung Deutschlands ein. Der Verein arbeitet nach wie vor an einer Berücksichtigung der Migrationsgeschichte in den Museen und Archiven und plädiert darüber hinaus für ein eigenes nationales Migrationsmuseum. Zudem beginnen immer mehr lokale Projekte, Migrationsgeschichten zu sammeln und zu bearbeiten. Auch gibt es eine ganze Reihe von Ausstellungsprojekten und Aktionen von kritisch-wissenschaftlicher, künstlerischer und aktivistischer Seite in engen Kollaborationen mit Akteuren der Migration, wie zum Beispiel *Movements of Migration. Neue Perspektiven auf Migration in Göttingen* (2013, Göttingen).

Diese Projekte setzen bei einer Kritik der nationalen Historiografie und der gängigen Bilderproduktion an, in denen die Migration höchstens als Problem, Störung, Gefahr oder Abweichung auftreten kann. Indem sie die Funktions- und Wirkweisen des nationalen Blickregimes und den Konstruktionscharakter von Differenzkategorien offen legen, zielen sie auf eine Neubetrachtung von Geschichte jenseits von Essentialisierungen. Dabei werden gerade die verunsichtbarten Migrant_innen trotz Ausschluss schaffender Politiken als geschichtsbewegende Akteure sichtbar und die Migration als Motor für soziale, kulturelle sowie politische Entwicklungen erzählbar. In den musealen Migrationsdebatten spielen diese Initiativen, Projekte und Akteure bei Konzepten und inhaltlichen Ausgestaltungen jedoch nur eine marginalisierte Rolle, obwohl diese auf langjährige Sammlungs- und Ausstellungserfahrungen zurückblicken können.

Sichtbarkeitsmodi im nationalen Museumscontainer

Ausgangspunkt für die meisten Migrationsausstellungen im Museum sind häufig markante Jubiläen zu den bilateralen Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und vornehmlich südosteuropäischen Staaten. Die Erzählungen dazu werden jedoch höchstens punktuell und in abgesonderten Displays in wenigen Dauerausstellungen, meist jedoch als temporäre Sonderausstellung präsentiert. In den Ausstellungsdisplays werden dazu all die individuellen Migrationsprojekte fast

Die museale Repräsentation der Migration changiert in einem Spektrum von kulturell markierter Differenz und Aufrufung zur freiwilligen Zwangs-„Selbsteingliederung“. Auf der anderen Seite schafft gerade aber diese Verwertbarkeitslogik neue Ausschlüsse für nicht-produktiv gedeutete Subjekte.

immer in eine lineare Chronologie zwischen Anwerbung, Reise und Integrierung eingepasst. Das Metanarrativ folgt dabei der gängigen nationalen Geschichtsschreibung zur Entwicklung der Bundesrepublik. Die Erzählperspektive ist ferner vom kolonialen Blickregime geprägt, das vornehmlich männliche „Südländer“ aus ruralen, „vorindustriellen“ Gegenden auf ihrem Weg ins „Wirtschaftswunderland“ Deutschland zeigt. Zur Untermauerung wird ein regelrechter Objektkanon von Koffern, Ausweisen und „Gastarbeiter“-Verträgen sowie Fotografien von überfüllten Bahnsteigen und engen Wohnheimen in Szene gesetzt. Nach diesem Modus folgen die Protagonist_innen lediglich „Push-Pull“-Motivationen und bleiben im ewigen Schwebzustand zwischen „hier“ und „dort“. Nebenbei zentriert sich dabei die Nation als eine handelnde Macht, die Migrationsbewegungen nach den Bedürfnissen des Staates lenken und regulieren zu können beansprucht. Gleichzeitig geraten sämtliche individuell motivierten, selbstorganisierten, non-linearen Migrationsprojekte oder auch ganz andere Mobilitätsformen vor, während und nach dem „Gastarbeit“-Regime aus dem Blick.

Das Museum sieht seine Hauptaufgabe darin, „das“ kulturelle Erbe und Gedächtnis zu bewahren und zu vermitteln. Dabei wird ein Kulturverständnis manifest, das von einer Deckungsgleichheit zwischen Nation, Territorium und Kultur sowie von ihrer Vererbbarkeit qua Herkunft ausgeht. Kultur wird somit als ein stabiles, homogenes und quasi-natürliches Set mit territorial-kulturellen Differenzen und Grenzen begreifbar (vgl. Abu-Lughod 1991). Vor dem Hintergrund seiner Genese zur modernen Kulturinstitution wurde das Museum insbesondere im 19. Jahrhundert zur Produktions- und Präsentationsstätte nationalen Wissens nach darwinistischem Rassen- und Evolutionsordnungsmodell, mit dem die Welt in ethnisch differenzierte und territorial definierte Gruppen auf einer Entwicklungsskala organisierbar wurde. Seinen nationalen Bildungsauftrag, identitätsstiftende Narrative zu materialisieren, setzte das Museum mit Inszenierungen zum zivilisatorischen Fortschritt um. Präsentationen zum kolonialisierten „Rest der Welt“ mit Zeugnissen über „primitive“ Lebensweisen dienten zur Unterscheidung und Selbstbestätigung des west-europäisch bürgerlichen Subjekts. Auch heute noch erweist sich das Museum als ein re-produktiver Ort des nationalen Blickregimes, das die Welt innerhalb und jenseits des Museums klassifiziert, ordnet und kulturelle Hegemonie normalisiert.

LITERATUR/QUELLEN

ABU-LUGHOD, LILA (1991): „Writing against culture“. In: RICHARD G. FOX (Hg.): *Recapturing Anthropology. Working in the Present*. Santa Fe. S. 137-162.

DEUTSCHER MUSEUMS-BUND: PROJEKTTXT ZU „ALLE WELT: IM MUSEUM“. Online unter: www.museumsbund.de/de/projekte/museum_und_migration/alle_welt_im_museum (20.10.2013).

Die museale Repräsentation der Migration knüpft häufig genug am Kontinuum eines Differenz produzierenden Kulturbegriffes an. So wird der vermeintlich migrantische Alltag bevorzugt zu Aspekten wie Folklore, Speisen und Religion dargestellt und mit ungewöhnlichen, zuweilen auch spektakulär wirkenden Objekten belegt; vielen Museumspraktiker_innen zufolge benötigt das museale Erzählen „selbst-sprechende“, eindeutige „Migrationsobjekte“. Solch eine Ein-

GLICK SCHILLER, NINA/
WIMMER, ANDREAS (2002):
„Methodological Nationalism
and Beyond: Nation-State Building,
Migration and the Social Sciences“. In: *Global Networks. A Journal of transnational affairs*, 2/4. S. 301-334.

WEBSITE ZU „MOVEMENTS OF
MIGRATION. NEUE PERSPEKTIVEN
AUF MIGRATION IN GÖTTINGEN“. Online unter:
www.movements-of-migration.org (20.10.2013).

VON OSTEN, MARION (2007):
„Eine Bewegung der Zukunft.
Die Bedeutung des Blickregimes
der Migration für die Produktion
der Ausstellung Projekt
Migration“. In: TRANSIT
MIGRATION FORSCHUNGSGRUPPE
(Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf
Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld. S. 169-187.

RODATZ, MATHIAS (2012):
„Produktive ‚Parallelgesellschaften‘.
Migration und Ordnung in der
(neoliberalen) ‚Stadt der Vielfalt‘“. In: *Behemoth. A Journal on Civilisation*.
5(1). S. 70-103.

förderung von Authentizität und kultureller Markierung gliedert die vermeintlich „Anderen“ per se aus dem Rahmen eines vorstellbaren Kollektivs aus.

Bei der Wahl von Geschichten werden migrantische Akteure insbesondere dann sichtbar, wenn sie sich im Modus einer gelungenen Integration erzählen lassen. Hierbei treten vor allem migrantische Arbeitsleistungen und Bereicherungen etwa der kulinarischen Palette in den Vordergrund. Gerade im städtischen Kontext scheint die Migration in diesem Modus zu einem Teil der Repräsentation werden zu können. In Anlehnung an Managementprogramme aus dem Wirtschaftsfeld kommen vermehrt Stile und Maßnahmen des Regierens von „Diversität“ zum Einsatz, mit deren Hilfe migrantisch definierte Bevölkerungsteile dazu aufgerufen werden, ihren Beitrag zur städtischen Gemeinschaft zu leisten (vgl. Rodatz 2012: 87). Gerade im Ausstellungswesen über Stadtgeschichte können so Figuren in Erscheinung treten, die sich für die soziale, ökonomische und kulturelle Stadtentwicklung verdient machen und ihren Beitrag zum symbolischen Kapital einer Stadt leisten. Migrantische Kultur kann dann als Ressource deutbar werden, allerdings nur wenn sie im Gefüge ihres Umfeldes integrierbar ist.

Überschüsse

Die museale Repräsentation der Migration changiert somit in einem Spektrum von kulturell markierter Differenz und Aufrufung zur freiwilligen Zwangs-„Selbsteingliederung“. Auf der anderen Seite schafft aber diese Verwertbarkeitslogik neue Ausschlüsse für nicht-produktiv gedeutete Subjekte, deren Handlungsrahmen jedoch strukturell durch politische Stati wie etwa Asyltitel organisiert sind. So folgt der Einschluss in die Historiografie den Logiken des nationalen Blickregimes, das sich zwar immer wieder unter veränderten Modi zeigt, die Nation dabei aber erneut re-zentriert – zu einem Zeitpunkt, an dem in keiner Weise klar ist, wie das nationale Konstrukt beschaffen ist.

Gleichzeitig sorgen die „Ausgeblendeten“ verstärkt für ihre eigene Sichtbarkeit, indem sie beharrlich für Rechte und Freiheit kämpfen und sich dafür den öffentlichen Raum und auch Kulturräume aneignen, wie etwa die zeitgenössischen Refugee-Protestierenden in zahlreichen Städten Europas. Damit zeigen ihre Praktiken auf, dass Geschichte sich durch Widerständigkeiten und Empörungen gegenüber ungleichen Machtverteilungen und Ausschlüssen generiert. Um an der Gegenwart anzuknüpfen und damit zu einem relevanten Ort zu werden, sollte das Museum seine harmonischen Geschichtserzählungen beiseite lassen zugunsten von Perspektiven der Migration, welche die Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten, Uneindeutigkeiten und Unklassifizierbarkeiten sowie neue und alte Verfestigungsversuche, rassistische Verhältnisse zu etablieren, aufzeigen. *

Natalie Bayer

ist Kulturwissenschaftlerin und freie Kuratorin mit den Schwerpunkten Migrations- und Museumsforschung.

GESPENSTER/GE/SCHICHTEN

Eine Karte als post/koloniales Archiv. Zara S. Pfeiffer

„Das Verhältnis zum kolonialen Faktum ist dabei fragmentarischer und latenter Art, keine abgeschlossene Historie, sondern eine stellenweise vielleicht lebendige Geschichte, welche Gegenwart prägt und formt.“¹

¹ KUSTER, BRIGITTA: „Zur Unwahrnehmbarkeit der Erinnerung“, eicpc 01/2012, www.eicpc.net/transversal/0112/kuster/de/#_ftnref25 [10.11.2013].

Das Grab eines bayerischen Kultusministers, eine für München typische Bronzearbeit, eine nach einem Zoologen benannte Straße, die Büste eines Botanikers, ein Maibaum mit einer Gedenktafel sowie eine altherwürdige Akademie: Was für eine Aufzählung soll das sein? Wie könnte sie weitergeführt werden? Orte in München: In welcher Beziehung stehen sie zueinander? Gibt es eine Verbindung? Welche Geschichten erzählen sie, welche Geschichten verbergen sie?

Der Alte Südliche Friedhof ist ein Ort, der die Spuren der Münchner Vergangenheit ebenso verbirgt wie offenlegt. Im älteren Teil des Friedhofes, am Brunnen, wo an lauen Sommerabenden Kinder spielen und Spaziergängerinnen Ruhe vom hektischen Treiben der Stadt suchen, findet sich das Grab des ehemaligen Kultusministers Dr. Ludwig August von Müller, geb. am 19. August 1846, gest. am 24. März 1895. Keine Spur findet sich an diesem Ort, die an die beiden Kinder erinnert, welche hier 1821/1822 beerdigt worden waren. Juri und Miranha wurden sie genannt, die von den beiden Forschern Carl Friedrich Philipp von Martius (1794 – 1868) und Johann Baptist Ritter von Spix (1781 – 1826) während einer Forschungsreise in Brasilien verschleppt und nach München gebracht worden waren. „Der Heimat entruckt, fanden sie Sorgfalt und Liebe im fernen Welttheile, jedoch unerbittlich des Nordens rauher Winter“, lautet die Inschrift der Grabplatte, die sich nicht mehr am Alten Südfriedhof befindet. Stattdessen hängt sie in der Ausstellung „Typisch München“ im Münchner Stadtmuseum – in der Abteilung Erzgießerei als frühe Arbeit des bedeutenden Erzgießers Johann Baptist Stiglmaier.

Eine post/koloniale Spurensuche

Als die Gruppe *[muc] münchen postkolonial* vor etwa sieben Jahren anfang, nach post/kolonialen Spuren in München zu suchen, wussten wir nichts über die Geschichte der beiden Kinder. Wir haben nach Einschreibungen in der Stadt gesucht, nach Denkmälern, Gräbern und Straßennamen, nach Institutionen und historischen Ereignissen. Gefunden haben wir zunächst Bruchstücke, Spuren, deren Sinn sich uns bisweilen versperrte, Geschichten, deren Fäden wir weiterverfolgen wollten. Eine Fülle an ungeordnetem Material, das wir selbst kaum überblicken konnten.

Im Botanischen Garten stießen wir auf eine Büste des Botanikers Carl Friedrich Philipp von Martius, am Alten Südlichen Friedhof in München auf sein Grab, das Grab seines Forscherkollegen Johann Baptist Ritter von Spix und bei weiteren Nachforschungen (in Büchern, auf Wikipedia und in den Aufzeichnungen von Martius in der Bayerischen Staatsbibliothek) auf eine denkwürdige Expedition nach Brasilien. Im Auftrag seiner Majestät Maximilian Joseph I. von Bayern waren die beiden Forscher am 6. Februar 1817 nach Brasilien aufgebrochen. Dort sollten sie für die Bayerische Akademie der Wissenschaften möglichst alles, was ihnen begegnete, sammeln, erfassen, vermessen, kategorisieren und katalogisieren. Dieser Auftrag beschränkte sich nicht auf die Botanik und Zoologie, sondern bezog sich auch auf die Mineralogie und die Physik, die Topografie und Geografie sowie auf die Menschen, die ihnen während der Reise begegnen sollten, auf deren Lebensumstände und -weisen, deren Sprache, Geschichte und Kultur.

Die Ausbeute der Reise, die sie bei ihrer Rückkehr 1820 nach München brachten, war – nach den Aufzeichnungen von Martius – beachtlich: 90 konservierte Säugetiere, 350 Vögel, 130 Amphibien, 120 Fische, 2.700 Insekten und 6.500 Pflanzenarten sowie zahlreiche ethnografische Objekte und Kulturgüter. Von den acht Kindern, welche sie ebenfalls zu ihrer Sammlung zählten, waren vier während der Reise gestorben, zwei hatten die Forscher unterwegs verschenkt. Die beiden Kinder, im Alter von etwa 10 bis 14 Jahren, die lebend in München ankamen, wurden auf die Namen Johannes und Isabella getauft. Die tatsächlichen Namen der Kinder sind nicht bekannt. Juri und Miranha, wie sie heute meist genannt werden, sind nicht ihre Namen, sondern bezeichnen lediglich ihre Herkunft. Nach ihrer Ankunft in München wurden sie der Schaulust der Bevölkerung ausgesetzt, gezeichnet, vermessen und wissenschaftlich untersucht. Sie überlebten den Aufenthalt in München nur wenige Monate. Juri starb im Juni 1821, Miranha im Mai 1822. Sie wurden am Alten Südlichen Friedhof in München beerdigt, ihr Grab jedoch Ende des 19. Jahrhunderts aufgelassen und die Grabstelle dem bereits genannten bayerischen Kultusminister überlassen.

Die Vielzahl an kolonialen Ablagerungen, die sich auch heute noch im Münchner Stadtraum finden, macht die Präsenz post/kolonialer Realitäten deutlich. Gleichzeitig verweisen sie auf eine Reihe von Orten, deren kolonialer Bezug sich heute nicht mehr erschließt. Diese Unsichtbarkeiten erzählen oft mehr über den gegenwärtigen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit als das vermeintlich Offensichtliche.

Verblasen

Je mehr wir uns mit der Geschichte von Martius, Spix, Juri und Miranha beschäftigten, desto dichter verteilten sich die Spuren zu dieser Erzählung über die Stadt. In Obergiesing ehrt eine Straße den Zoologen Spix, in Schwabing eine weitere Herrn Martius. Ihre mitgebrachten Tiere, Pflanzen und ethnografischen Objekte lagern in der Zoologischen Staatssammlung und im Staatlichen Museum für Völkerkunde. Es gibt eine Gedenktafel für Martius an dessen ehemaligem Wohnhaus und eine Ritter-von-Spix-Medaille. Und unweit des fehlenden Grabes von Juri und Miranha befinden sich die noch heute gut erhaltenen und gepflegten Gräber von Martius und Spix. Die Geschichte der beiden Kinder verblasst vor

Wie lassen sich Un/Möglichkeiten des Sagbaren archivieren/kartieren, wenn es keine Quellen gibt von denjenigen, die nicht mehr sprechen können, von denen keine Schriften und Tagebücher in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt werden? Eine post/koloniale Karte muss diese Leerstellen offenlegen. Das bedeutet, nach der Herkunft von Wissen und der Verstrickung von Wissenskomplexen und Machtverhältnissen zu fragen.

der Erinnerung an die beiden hochgeschätzten Forscher. Eingang ins Stadtmuseum fand sie mehr zufällig über die Erzgießerei. Nur am rosa Maibaum der lesbisch-schwulen Community im Glockenbachviertel erinnert eine Tafel an das Schicksal der Kinder – nicht zufällig und nebenbei, sondern von einer Künstlerin, Mirtha Monge, auf Initiative des Nord Süd Forums München gestaltet.

Die Geschichte von Juri und Miranha ist nur eine von vielen post/kolonialen Erzählungen, deren Spuren sich wie ein Netz über die Stadt legen. Die Vielzahl an kolonialen Ablagerungen und Spuren, die sich auch heute noch im Münchner Stadtraum finden, macht die historische und gegenwärtige Präsenz post/kolonialer Realitäten deutlich. Gleichzeitig verweisen diese Ablagerungen auf eine Reihe von Orten und Leerstellen, deren kolonialer Bezug sich heute nicht mehr oder nur sehr vermittelt erschließt. Diese Unsichtbarkeiten erzählen oft mehr über den gegenwärtigen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit als das vermeintlich Offensichtliche. Ihrer Geschichte nachzugehen, sie zu befragen nach den historischen Kontexten ihres Entstehens und Verbllassens, verändert den Blick auf die Stadt und lenkt ihn auf eine oft verschwiegene Gewalt, die sie repräsentieren.

Die Kontingenz der Karte

Die Bewegung dieses Blicks auf die Stadt verfolgt das Projekt *mapping.postkolonial.net*. Es verzeichnet Spuren an den entsprechenden Orten der Stadt, verknüpft sie zu Erzählungen und fragt nach den bewussten und unbewussten Schichten, die sich in den post/kolonialen Geschichten der Stadt zeigen und verbergen. Aus diesem Zusammenspiel entsteht eine post/koloniale Karte von München, die als Archiv die historischen Spuren und Erzählungen mit gegenwärtigen Fragen und Perspektiven verbindet. *mapping.postkolonial.net* ist damit eine Karte, die gleichermaßen versucht, das Archiv als Ort der Wissensproduktion sichtbar zu machen und dabei die Kontingenz des Vergangenen im Gegenwärtigen zu thematisieren.

Im Text *Die Unwahrnehmbarkeit der Erinnerung* schreibt Brigitta Kuster: „Diese explizite Kontingenz verlangt nach einem situierten Wissen, welches das vergangene Geschehen bearbeitet und dabei nicht nur den Inhalt berücksichtigt, sondern auch die Produktion kolonialer Quellen und die Rolle, welche diese Quellen für historiographische Operationen oder für Vorgänge der Erinnerung spielen.“² Ein solches Vorgehen bedeutet, die Eindimensionalität, Zufälligkeit und Brutalität der kolonialen Wissensproduktion in den Blick zu nehmen, die noch heute die Art und Weise, wie Wissen erzeugt, verwaltet und verbreitet wird, prägt, und sie mit widerständigen und dekolonisierenden Wissensprozessen zu provinzialisieren.

ANMERKUNGEN

mapping.postkolonial.net:
Spuren | Schichten | Gespenster. Ein Archiv und Bildungsprojekt von Eva Bahl, Simon Goeke, Zara S. Pfeiffer, Peter Spillmann, Michael Vögeli und Philip Zölls getragen von [muc] münchen postkolonial, Labor k3000, Ökumenisches Büro für Frieden und Gerechtigkeit e.V., gefördert von der Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft, München, 2013.
www.mapping.postkolonial.net

[muc] münchen postkolonial:
www.muc.postkolonial.net

Wie aber lassen sich Un/Möglichkeiten des Sagbaren archivieren/kartieren, wenn es keine Quellen gibt von denjenigen, die nicht mehr sprechen können, von denen keine Schriften und Tagebücher in der Bayerischen Staatsbibliothek aufbewahrt werden, deren Gedanken und Gefühle wir kaum errahnen können? Die Geschichte von Juri und Miranha kennen wir nur aus alten Zeitungsartikeln und den Aufzeichnungen von Martius. Es gibt nichts, was aus der Perspektive der Kinder überliefert worden ist. Eine post/koloniale Karte muss diese Leerstellen offenlegen. Das bedeutet, nach der Herkunft von Wissen und der Verstrickung von Wissenskomplexen und Machtverhältnissen zu fragen: Was ist dieses Wissen, auf das wir uns beziehen? Woher kommt es, wie ist es entstanden? Wem hören wir zu? Welche Positionen hören wir nicht? Wer ist wir?

Und die Gespenster? Als Schatten der kolonialen Vergangenheit spuken sie nach wie vor durch Köpfe und Gesellschaft und treiben ihr Unwesen im Archiv. *

Zara S. Pfeiffer
ist Politikwissenschaftlerin, Autorin und Kuratorin. Sie lebt und arbeitet in München.

Ohne geschichtlichen Wert?

Über Strategien marginalisierter Geschichtsschreibung am Beispiel von QWIEN – Zentrum für schwul/lesbische Kultur und Geschichte. Hannes Sulzenbacher

„Ohne geschichtlichen Wert / Nicht für Staatsarchiv“. Kleine Zettel mit dieser Aufschrift kleben auf der inneren Umschlagseite von zahlreichen Akten, die im Zentrum QWIEN derzeit bearbeitet werden. Es handelt sich dabei um Strafakten, in denen die Verfolgung von Wienerinnen und Wienern wegen „Unzucht wider die Natur“ dokumentiert ist – tausende Menschen zwischen heimlichem Sex und seiner Denunziation, zwischen prekärer Existenz und ihrer gesellschaftlichen Ächtung bzw. strafrechtlichen Ahndung. In diesen Strafakten suchen wir nicht nur die Spuren individueller Schicksale, sondern vor allem auch Hinweise auf schwul/lesbische Subkulturen und Beziehungsnetze, auf homosexuelle Identitäten und Selbstzeugnisse, auf Strategien, wie Menschen ihr unerwünschtes Leben im erwünschten integrierten. Manchmal, aber selten findet sich in einem Strafakt auch Beweismaterial – Liebesbriefe, Erinnerungsfotos, Erotisches –, das die Polizei bei den Durchsuchungen der Wohnungen der wegen Unzucht Beschuldigten gefunden hat und das gegen sie verwendet wurde. Das ist unser Archiv der Homosexuellen des frühen 20. Jahrhunderts.

Bis 1971, also bis zur Abschaffung des § 129 Ib, der die „Unzucht wider die Natur“ mit schwerem Kerker bestrafte, achteten die meisten homosexuellen Männer und Frauen penibel darauf, dass kein Hinweis auf ihre Sexualität in ihren Wohnungen zu finden war. Zu groß war die Gefahr der Hausdurchsuchung, die private Habseligkeiten zu Beweismaterial machte. Und niemand von ihnen hätte wohl daran gedacht, dass sich jemals jemand dafür interessieren würde, ihre Geschichte zu schreiben.

Archive im Kontext marginalisierter Geschichtsschreibung

Was haben ein Archiv der Migration und ein Archiv für die schwul/lesbische Geschichte gemeinsam? Sie beschäftigen sich mit marginalisierter Geschichte, sie sammeln Bestände, die andere wegwerfen, sie stellen Fragen an diese Bestände, die die hegemonialen Geschichtsschreibungen nicht stellen. Wichtige Quellen liegen oft nicht in den allgemeinen Archiven, sondern vielmehr direkt bei Angehörigen verschiedener Communitys, denen die Bewahrung und Erforschung ihrer Geschichte oft selbst fremd ist, so sehr haben sie Ignoranz und Marginalisierung, und im Falle der Schwulen und Lesben auch den Verfolgungsalltag, internalisiert. Noch heute bekommt das Zentrum QWIEN seine wesentlichen Schenkungen zur anonymisierten Verwahrung.

Dass marginalisierte Gruppen sich selbst überhaupt als „geschichtswürdig“ begreifen, dass sie überhaupt eine Geschichte haben und Teil der Geschichte

Was haben ein Archiv der Migration und ein Archiv für die schwul/lesbische Geschichte gemeinsam? Sie beschäftigen sich mit marginalisierter Geschichte, sie sammeln Bestände, die andere wegwerfen, sie stellen Fragen an diese Bestände, die die hegemonialen Geschichtsschreibungen nicht stellen.

sind, ist innerhalb der Communitys bei Weitem keine Selbstverständlichkeit. Die Hervorbringung eines solchen Bewusstseins ist vielmehr oft Antrieb und Aufgabe einer kleinen Gruppe, die sich ebenfalls am Rand der jeweiligen Community befindet und von dort aus den Gedanken der Identitätsstiftung durch Geschichte erst verbreitet. Die Gründung eines Archivs bzw. einer Forschungsinstitution bedarf also der Bewusstseins- und Überzeugungsarbeit innerhalb einer Gruppe so sehr wie gegenüber der „externen“ Öffentlichkeit inklusive potenzieller Fördergeber_innen und Unterstützer_innen. Die Aufgabe, jene von der Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit der eigenen Pläne zu überzeugen, steht in der Gründungsphase einer Institution selbstredend ungleich mächtiger vor den Gründer_innen als die eigene Selbstverortung.

Die Entstehungsbedingungen des Zentrum QWIEN

Das Zentrum QWIEN hatte dabei 2007 zwei entscheidende Vorteile gegenüber vergleichbaren Projekten: Der erste, pragmatische Vorteil war, dass der Verein *Ecce Homo* (der sich später in QWIEN umbenannte) als langjähriger Veranstalter des Kultur- und Entertainment-Festivals *Wien ist andersrum* bereits von der Gemeinde Wien subventioniert wurde. Deshalb mussten bei den Verhandlungen um die finanzielle Basis der Arbeit im Zentrum QWIEN keine neuen Budgetmittel seitens der Gemeinde beantragt werden, sondern es musste lediglich die Zustimmung zur Neukonzeption der Vereinsaktivitäten eingeholt werden. Der zweite Vorteil war das Bestehen einer beträchtlichen Sammlung an Büchern, Recherche- und Archivmaterialien, die sich einerseits aus den privaten Sammlungen der beiden QWIEN-Gründer Andreas Brunner und Hannes Sulzenbacher, andererseits aus den umfangreichen Recherchen, die für die Ausstellung *geheimsache:leben. Lesben und Schwule im Wien des 20. Jahrhunderts* (Neustiftthalle Wien, 2005) durchgeführt wurden, zusammensetzten. Die Ausstellung, die erstmals das Festival *Wien ist andersrum* ablöste, kann als Grundstein des Zentrum QWIEN angesehen werden.

In der Planung von QWIEN als Forschungsinstitution war es uns besonders wichtig, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Menschen, die man heute „lesbisch“, „schwul“, „transgender“ bzw. „queer“ nennt, auch unmittelbar „unter die Leute zu bringen“ und nicht nur im akademischen Zusammenhang zu publizieren. Ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm sollte dafür das Mittel werden, ein Plan, der letztlich Budgetnöten zum Opfer fiel. Eine wesentliche Säule der Popularisierung hingegen sind die Stadtführungen und Stadtspaziergänge geblieben, die thematisch vom „schwul/lesbischen Leben der Zwischenkriegszeit“ bis zur Verfolgung im Nationalsozialismus und der jüngeren schwul/lesbischen Geschichte reichen.

Im Selbstverständnis als Institution der Erforschung marginalisierter Geschichte sehen wir es als unsere Aufgabe, überall die „kleine“ in die „große“ Geschichte einzuschreiben: Queering History, das Anders-Sehen historischer Umstände, die die bestehende Geschichtsschreibung aufgrund ihrer Heteronormativität nicht sehen konnte oder wollte.

Queering History als das Anders-Sehen historischer Umstände

Im Selbstverständnis als Institution der Erforschung und Vermittlung marginalisierter Geschichte sehen wir es als unsere Aufgabe, überall die „kleine“ in die „große“ Geschichte einzuschreiben, die Lücken der Ignoranz und Ablehnung zu füllen. *Queering Prinz Eugen* hieß eine unserer Führungen in einer Ausstellung des Belvedere (Unteres Belvedere, 2010), die außer fragwürdiger Heldenverehrung nichts anderes bot als die einseitige und unkritische Darstellung eines politischen Konfliktes zweier Weltreiche als Glaubenskrieg. Die QWIEN-Führungen erzählten entlang der ausgestellten Objekte eine andere Geschichte des Feldherren und benannten die größten Auslassungen vor Ort.

Und damit ist nach wie vor ein wesentliches Merkmal unserer Tätigkeit beschrieben: Queering History, das Einschreiben und Umdeuten, das Anders-Sehen historischer Umstände, die die bestehende Geschichtsschreibung aufgrund ihrer Heteronormativität nicht sehen konnte oder wollte. Im Zentrum der Forschungen von QWIEN stehen also alle Spuren „mannmännlichen“ und „weibweiblichen“ Begehrens, Zeugnisse von Personen, deren Lebensweisen und Identitäten so gut wie nichts mit heutigen „Lesben“ oder „Schwulen“ zu tun haben. Und doch gehören sie „zu uns“, zur Geschichte der Homosexualität (die ihren Namen auch erst 1869 von einem geborenen Wiener bekam). Heute kann lediglich versucht werden, auch ihrer Geschichte und ihren Erfahrungen gerecht zu werden und sie nicht mit heutiger Terminologie erneut in oktroyierte Schemata zu pressen.

Von den Rändern in die Mitte der Geschichtsschreibung

Die wesentlichste Voraussetzung dafür, dass es das Zentrum QWIEN heute gibt, war jedoch die rasante Veränderung des gesellschaftlichen Klimas gegenüber Lesben und Schwulen in unseren Breiten, der Aufstieg aus dem sozialen Abseits in die Mitte der Gesellschaft – dahin, dass heute die Stellung der Homosexuellen in einem Land als Lackmustest für dessen politische Reife gesehen wird. Nur diese Veränderung kann erklären, dass die Gemeinde Wien heute eine solche Forschungsinstitution finanziert.

Die Geschichte der Homosexualität wurde damit auch in die Mitte der Geschichtsschreibung geholt, ein Faktum, das nur auf Teile der Geschichte der Migration bzw. der bestehenden Migrant_innen-Communitys zutrifft, zu sehr bestimmt die politische und gesellschaftliche Einstellung gegenüber den jeweiligen Gruppen über ihre „Geschichtswürdigkeit“. Und auch die Diskussion um Archivierung und Geschichtsschreibung von Migration ist nicht davor gefeit, die Definition von Migration einzuschränken und vor allem um die Erfahrungen von gesellschaftlich diskriminierten Migrant_innen – „Gastarbeiter_innen“, Flüchtlingen oder „Armutsmigrant_innen“ – zu kreisen, denen man nicht nur zu einer

Geschichte, sondern auch zu sozialen Fortschritten verhelfen will. Doch dies ist wiederum ein Verfahren der Exklusion, das letztlich die Marginalisierung fort-schreibt und die Erkenntnis verhindert, dass gerade in eine Großstadt fast jede_r irgendwann zugewandert ist und dadurch ganz Wien Migrationshintergrund hat. Oder gibt es bereits Ansätze, den Aufstieg von Prinz Eugen, der als Flüchtling in Damenkleidung nach Österreich kam, als Migrantenkariere zu beschreiben? *

Gegenläufige Gedächtnisspeicher

Überlegungen zum Archiv der Migration aus einer praktischen Perspektive. Li Gerhalter

Seit 2000 betreue ich die Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien. In dieser Funktion wurde ich dazu eingeladen, Mitglied des Arbeitskreises Archiv der Migration zu werden, was ich gerne als interessante Herausforderung angenommen habe. Dem neuen Projekt können viele unserer bereits gemachten Arbeitserfahrungen sicherlich nützen.

Was ist die Sammlung Frauennachlässe?

Wir archivieren Selbstzeugnisse wie Tagebücher, Briefe, Fotografien, Haushaltsbücher etc. (primär) von Menschen, die in keiner prominenten Öffentlichkeit standen. Zurzeit sind die Vor- und Nachlässe von 330 Personen dokumentiert. Sie umspannen einen Zeitraum vom 18. Jahrhundert bis in die unmittelbare Vergangenheit, der Großteil davon wurde aber zwischen den 1890er- und den 1960er-Jahren verfasst.

Im Unterschied zum geplanten Archiv der Migration verfolgen wir bei der Aufnahme von neuen Beständen dezidiert keine inhaltlichen Auswahlen. Die Schreiberinnen werden nicht nach bestimmten Personen- oder etwa Berufsgruppen ausgewählt, vielmehr ist die Sammlung allgemein für Selbstzeugnisse von Frauen, ihren Familien und Bekannten (also auch Männern) offen. Dementsprechend kamen und kommen sie aus einem sehr breiten sozialen Feld: von Lehrerinnen, Bäuerinnen, Hausfrauen, Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen, Fabrikbesitzerinnen, einer Künstlerin, Modistinnen, Juristinnen, einer Fleischhauerin, einer Dentistin, einer Fremdenführerin oder einer Botschafterin, um nur einzelne zu nennen.

Wie kam es zur Gründung der Sammlung Frauennachlässe?

Die Initiative zu dieser Sammlung wurde 1989 von der Historikerin Edith Saurer gesetzt, die sie auch bis zu ihrem Tod 2011 gemeinsam mit Christa Hämmerle geleitet hat. Hierin liegt der zweite wesentliche Unterschied zum Archiv der Migration: Die Gründung war weniger eine bewusste Entscheidung als ein Prozess, dessen Beginn im Zusammenhang eines konkreten Forschungsvorhabens stand: Zum Anlass von *70 Jahre Frauenwahlrecht in Österreich* wurde im damals neuen WUK eine Ausstellung geplant. Das Mitarbeiterinnenkollektiv wollte dabei nicht nur die Positionen von Aktivistinnen und Aktivisten – oder Gegnerinnen und Gegnern – darstellen, sondern auch von potenziellen Wählerinnen, also von sogenannten „Normalbürgerinnen“. Deren schriftliche Spuren wurden in den hegemonialen Archiven bis dahin aber schlichtweg nicht gesammelt. Die Ausstellungsmacherinnen publizierten daher einen Zeitungsaufruf, woraufhin tatsächlich die Hinterlassenschaft einer Aktivistin der Ersten Frauenbewegung um 1900 übernommen werden konnte.

Die enorm umfangreichen Materialien bildeten sozusagen den Grundstock für die später gegründete Institution, die seit damals mit unterschiedlichen (Subventions-) Mitteln auf- und ausgebaut wurde. Seit Sommer 2013 hat die Universität Wien für ihre Betreuung eine fixe Teilzeitstelle am Institut für Geschichte eingerichtet.

Initiativen entstehen nicht in luftleeren Räumen.

Diese Gründungsgeschichte ist jedenfalls in den breiteren wissenschaftlichen und (zivil-)politischen Kontexten der späteren Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zu verorten. Die damals neuen wissenschaftlichen Fragestellungen richteten sich auf Themen der Alltags- oder Kulturgeschichte sowie der Frauen- und später der Geschlechtergeschichte. Feministische Einrichtungen entstanden dabei vor allem im Kontext der sogenannten Neuen Frauenbewegung.

Allgemein fand in diesen Zusammenhängen auch die (im deutschsprachigen Raum längere Zeit vernachlässigte) Quellengattung der „Selbstzeugnisse“ wieder neue Beachtung. Und weil diese jetzt gesucht wurden, wurden sie plötzlich auch gefunden. Der ungeahnte Umfang und die Vielfältigkeit der in Wohnzimmerschränken oder auf Dachböden oft sogar über Generationen hinweg aufbewahrten Materialien waren wohl nur zwei der dabei zutage beförderten großen Überraschungen. Die Forschung findet hier jedenfalls nach wie vor viel Potenzial vor.

Für alle in den damaligen Kontexten eingerichteten, unterschiedlichsten Spezialarchive und -sammlungen kann verallgemeinernd festgestellt werden, dass sie ihre Arbeit einerseits als wissenschaftliche Notwendigkeit sehen: Es geht darum, (historische) Quellen für wissenschaftliche und öffentliche Zwecke zur Verfügung zu stellen, die bisher nicht zugänglich waren.

Für alle im Kontext der Neuen Frauenbewegung eingerichteten Spezialarchive und -sammlungen kann verallgemeinernd festgestellt werden, dass sie ihre Arbeit einerseits als wissenschaftliche Notwendigkeit sehen. Damit verbunden sind andererseits aber auch klare politische Ansprüche: Das Suchen und Bewahren von bisher vernachlässigter Erinnerung bedeutet immer auch ein zivilgesellschaftliches Engagement.

Damit verbunden sind andererseits klare politische Ansprüche: Das Suchen, Finden und Bewahren von bisher vernachlässigter oder sogar zerstörter Erinnerung bedeutet für die Akteurinnen und Akteure immer auch ein zivilgesellschaftliches Engagement. Es werden die Möglichkeiten geschaffen, dass auch bisher schlichtweg ignorierte Personengruppen mittels ihrer (Selbst-)Zeugnisse in institutionalisierten Räumen vertreten sind. Immer vorausgesetzt natürlich: so sie das wollen. Daran geknüpft ist nichts weniger als die Chance, sich und die eigene Lebensgeschichte bzw. die Geschichte der Familie oder Community etc. in das hegemoniale „kollektive Gedächtnis“ mit einzuschreiben; aber auch, das Gedächtnis der eigenen Community ein Stück weit zu materialisieren. Alle diese Initiativen waren und sind Ergebnisse von Selbstbestimmung und der Absicht, einen gegenläufigen Gedächtnisspeicher zu den hegemonialen Erinnerungspraktiken zu schaffen. Das geplante Archiv der Migration verfolgt genau diese Idee.

Migration als Thema in den Beständen der Sammlung Frauennachlässe?

Trotz – oder vielleicht gerade wegen? – der oben beschriebenen inhaltlichen Offenheit dokumentieren die in der Sammlung Frauennachlässe archivierten

Materialien nicht zuletzt historische Dimensionen der österreichischen Migrationsgesellschaft.

53 Prozent der aktuell 330 dokumentierten Personen haben zumindest einmal in ihrem Leben ihren Wohnort über eine größere geografische Distanz hinweg gewechselt. 52 Prozent von ihnen (also mehr als ein Viertel der 330 Menschen) haben dabei auch Staatsgrenzen überschritten (bzw. Grenzen innerhalb des Gebildes der sogenannten Donaumonarchie), immerhin 17 Prozent haben dazu auch einen Ozean überquert. 70 Prozent der transnationalen Migrantinnen oder Migranten haben sich wahrscheinlich aus ökonomischen Gründen entschieden, auszuwandern. 30 Prozent mussten aus politischen Gründen, konkret vor der Verfolgung im Nationalsozialismus, flüchten. 9 Prozent (zusammengesetzt aus beiden Seiten) kehrten zu einem späteren Zeitpunkt wieder in ihr Ursprungsland zurück. Von jenen 48 Prozent der dokumentierten Personen, die sich bei ihren Wohnortwechseln innerhalb von Staatsgrenzen bewegt haben, zogen nur 30 Prozent von einer ländlichen Umgebung in eine Großstadt. Der Großteil wechselte stattdessen von einer Stadt zur anderen oder blieb in ruralen Kontexten.

Anhand dieser Bestände lassen sich also Aspekte der Geschichte der Migration erforschen – wenn dabei bisher auch kaum schriftliche Spuren der Arbeitsmigration nach Österreich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu finden sind. Um diese zu entdecken, zu sammeln und zu dokumentieren, sind offenbar gezielte Strategien notwendig, die für das Archiv der Migration entsprechend systematisch entwickelt und ausprobiert werden müssen. Zuerst muss aber freilich definiert werden, auf welcher Art von Materialien der Fokus liegen soll. Auf der Grundlage von Beobachtungen als Betreuerin einer Sammlung für auto-/biografische Dokumente kann ich dazu die folgenden Überlegungen formulieren:

Die beschriebenen Veränderungen der wissenschaftlichen Fragestellungen seit den 1970er-Jahren haben sich auch auf populärwissenschaftliche Öffentlichkeiten ausgewirkt: Das Lese- und Rundfunkpublikum ist es inzwischen „gewöhnt“, (auch) Lebenserzählungen von Personen zu konsumieren, die eben nicht in einer prominenten Öffentlichkeit stehen oder standen.

Welche Materialien kommen für ein Archiv der Migration infrage?

Meiner Ansicht nach wären sowohl die Auswahl dessen, was gesammelt wird, als auch die Strategien dazu, wie an diese Quellen und Informationen zu kommen ist, möglichst breit zu fassen.

Da aus heutiger Sicht ja kaum vorhergesagt werden kann, was für künftige Forschungen interessant sein wird, ist insbesondere eine enge Selektion der Form der Materialien schwer zu verantworten. Das ist auch deshalb zu betonen, weil Archive abgesehen von Inhalten ja auch die historisch veränderbaren Materialitäten von Textträgern und Schreibmedien dokumentieren. (Aufgrund des programmatischen Charakters dieser Ausführungen können pragmatische Aspekte wie die Frage nach genügend Platz hier kurzerhand außer Acht gelassen werden.) Wir stellen jedenfalls wiederkehrend fest, dass es aktuell ein großes Interesse von

Privatpersonen gibt, durchaus auch persönliche Dokumente an öffentliche Institutionen zu übergeben. Die oben beschriebenen Veränderungen der wissenschaftlichen Fragestellungen seit den 1970er-Jahren haben sich unübersehbar auch auf populärwissenschaftliche Öffentlichkeiten ausgewirkt. Der derzeitige Buch- und Medienmarkt macht das in der Konjunktur biografischer Formate sichtbar. Anders ausgedrückt kann gesagt werden: Das Lese- und Rundfunkpublikum ist es inzwischen „gewöhnnt“, (auch) Lebenserzählungen von Personen zu konsumieren, die eben nicht in einer prominenten Öffentlichkeit stehen oder standen. Wechselwirkend wird es davon möglicherweise dergestalt *empowered*, auch seine jeweils eigene Geschichte als „erzählenswert“ wahrzunehmen.

Das Archiv der Migration wird sich insbesondere auf die Arbeitsmigration seit den 1960er-Jahren fokussieren. Für die Materialien der Sammlung Frauennachlässe ist festzustellen, dass diese zu einem Gutteil nicht von den Schreiberinnen und Schreibern selbst übergeben werden, sondern (etwas zeitversetzt) von ihren Kindern, Verwandten oder Bekannten. (Damit ist auch der beschriebene zeitliche Fokus des Großteils der Dokumente zu erklären.) Dass Menschen bereits auch ihre eigenen Aufzeichnungen, Fotografien, Erinnerungsgegenstände etc. einem Archiv zur Verfügung stellen, setzt jedenfalls besondere Bedingungen voraus – häufig werden es deshalb (vorerst) wohl auch nicht die Originale, sondern eher Kopien oder Scans davon sein.

Unserer Beobachtung nach ist die Resonanz auf Aufrufe dann besonders groß, wenn an das Sammeln von Materialien auch ein bestimmtes Veröffentlichungsprojekt geknüpft ist. Eine konkrete Ausstellung oder ein Forschungsprojekt sind – verständlicherweise – ein noch größerer Anstoß, sich einzubringen, als die prinzipielle Chance dazu. Die Möglichkeiten davon, was im Archiv der Migration gesammelt wird, gehen freilich bei Weitem über Selbstzeugnisse – oder auch Materialien von Vereinen – hinaus: So können etwa gezielt neue Quellen durch Interviews oder durch Schreibaufträge geschaffen werden. Als vielversprechend sehe ich weiters die Strategie an, parallel zum Sammeln oder Schaffen neuer Bestände, auch die bereits vorhandenen Potenziale anderer Archive und Sammlungen oder auch Forschungsprojekte zu nützen. Durch die systematische Revision von deren Beständen können diese auch für das Thema Migration neu erschlossen werden. Die Materialien müssen sich ja physisch durchaus nicht an einem Ort befinden, Hauptsache ist das Wissen darüber, wo sie zu finden und zugänglich sind.

Sowohl die Archivlandschaft als auch das damit verbundene Fachwissen sind inzwischen sehr vielfältig. Das Archiv der Migration kann bereits darauf aufbauen. Ich wünsche dem Vorhaben alles Gute. *